

genauerem Nachfragen zu, dass es in ihrem Alltag nicht weit her sei mit der Freundschaft, ja dass sie eigentlich kaum Freunde hätten – keine jedenfalls, mit denen sie über alles reden könnten, schon gar keine Freundschaften nach antikem Ideal, die den ganzen Menschen einschlossen, und die sich nicht auf Fußballgucken, Kaffeetrinken oder Computerspielen beschränkten. Je jünger die Menschen, desto krisenhafter anscheinend die Lage: Bei einer You-Gov-Umfrage in den USA gaben im Jahr 2019 immerhin 22 Prozent der Befragten zwischen 23 und 38 Jahren an, sie hätten »überhaupt keine Freunde«. 30 Prozent sagten, sie fühlten sich einsam, trotz ununterbrochener Kommunikation auf Handy, Tablet, Bildschirm und hunderten Facebook-»Freundschaften«. Sind uns vor lauter digitalen Kontakten die Freunde abhandengekommen?

Die moderne Welt mit ihren Zwängen, ihrer Zeittaktung, ihren Lebenskorsetts, ihrem Narzissmus und ihrer Leistungsorientierung macht die Freundschaftspflege in der Tat schwer. Der Alltag habe sie profanisiert, schreibt Erika Alleweldt,<sup>7</sup> also entheiligt. Freundschaften seien »in der Regel nicht mehr eingebettet in größere Lebenszusammenhänge«, schließt die Soziologin aus ihrer wissenschaftlichen Studie, sie beschränkten sich auf kleinste Schnittmengen. Verkäuferinnen berichten da, dass sie außerhalb von Arbeit und Familie praktisch für nichts Zeit hätten – schon gar nicht für Freundschaften, obwohl gerade sie das Gespräch mit Freundinnen wirklich vermissen, weil sie da offener reden könnten als in Beziehung und Familie. Journalistinnen und Sozialarbeiterinnen sind laut Alleweldts Studie über Frauenfreundschaften besser dran, aber bei solchen Berufsgruppen gehört die Interaktion zum Beruf, die Grenze zwischen Netzwerk und Freundschaft ist fließend; viele der befragten Frauen klagten sogar über die Masse der Kontakte, die sie abarbeiten müssten. Schon sprechen Soziologen vom »Kontaktinfarkt«<sup>9</sup>. Ist Freundschaft also nur noch ein weiterer, lästiger Termin im Kalender?

Der Systemtheoretiker Niklas Luhmann stellte 1994 nüchtern fest: Der moderne, individualisierte Mensch sei angesichts seiner Alltagsanforderungen überhaupt nicht mehr zur Freundschaft fähig. Im Wettstreit der Beziehungen habe die Liebe das Rennen gemacht und den »Code für Intimität bestimmt«<sup>10</sup>. Der Soziologe Ulrich Beck schrieb in etwa zur gleichen Zeit, die Liebe sei zu einer Art irdischer Ersatzreligion<sup>11</sup> geworden, sie solle für alles entschädigen, womit uns der Alltag belastet. Wo passt da noch die Freundschaft hinein?

In der Tat wirft sie ja eine Reihe kniffliger Fragen auf, deren Beantwortung

Mühe und Zeit kostet, sie macht also Arbeit. Die Freundschaft sei, so behaupten die Fachleute, das Resultat sozialer Interessensbildung.<sup>12</sup> Was aber, wenn sich die Interessen wandeln oder auseinanderklaffen? Was, wenn ich in eine andere Stadt ziehe oder eine Partnerin heirate, der meine Freundschaften missfallen? Kann, ja darf ich mich auf meine Freunde verlassen, wenn es mir schlecht geht? Darf mein guter Freund in elementaren Dingen anderer Meinung sein? Kann ich mit der Ex befreundet bleiben? Kann Freundschaft einen Familienersatz bilden? Lohnt es sich überhaupt, kriselnde Freundschaften neu auszuhandeln?

Mancher mag da Zweifel anmelden, denn eins ist klar: Die großen Entscheidungen des Lebens werden im Job und in der Familie gefällt. Man schottet sich ab in mühsam ausgehandelten Beziehungs- und Berufsarrangements, schließt sich ein in jenen »Kerker des Alltags«<sup>13</sup>, vor dem schon Epikur graute, und in dem strategische Kommunikation und vertaktete Zeitplanung den Ton angeben. Alle nicht dringend überlebensnotwendigen Kontakte hingegen hat die Wachstums- und Leistungsgesellschaft in einem Folder angelegt, in dem sich die schönen Überflüssigkeiten stapeln. Der moderne »homo oeconomicus« sei ein »konsequenter Egoist«, ein »reiner Privatmensch, ohne soziale Einbindung, ohne Erziehung, ohne Vertrauen«, schrieb Fritz Reheis<sup>14</sup>. Haben wir Privatmenschen einfach zu viel zu verbergen, um noch echte, die Seele öffnende Freundschaften unterhalten zu können, wie der Soziologe Georg Simmel schon im 19. Jahrhundert mutmaßte?<sup>15</sup>

Die zunehmende Ausdifferenzierung der Gesellschaft in Meinungsgruppen und Filterbubbles hat den von Simmel beschriebenen Trend extrem verstärkt. Freundschaft, so stellt der Psychiater Unkelbach fest, erhebe »den Freund über das Ziel«<sup>16</sup>. Er sei »wichtiger als die Sache«. Doch die Entwicklung verläuft in die entgegengesetzte Richtung: Freundschaften zerbrechen schon an den kleinsten Meinungsverschiedenheiten über korrekte Lebensführung und politische Sachfragen, was vor allem die Coronakrise mit Macht gezeigt hat. Wo aber die Sache über dem Menschen steht, da wird Freundschaft unmöglich<sup>17</sup>.

Das alles hat zu einer paradoxen Entwicklung geführt: Einerseits ertrinken wir in »Kontakten«, andererseits grassiert die Einsamkeit. »Forscher und Ärzte sprechen längst von einer Epidemie«, schreiben Diana Kinnert und Marc Bielefeld in ihrem Buch über die Einsamkeit, das nicht umsonst im Jahr 2021 auf den Bestsellerlisten gestanden hat. Die Ansprüche an perfektes Funktionieren und Flexibilität in der kapitalistischen Maschinerie ließen jedes außerfamiliäre

Bindungsversprechen wie ein »Stottern im Getriebe«<sup>18</sup> erscheinen, das den reibungslosen Ablauf des Erwerbslebens störe. Wir laufen durch die Städte, als trügen wir einen digitalen Käfig mit uns herum, stürzen uns in Konsum, der für Bindungslosigkeit entschädigen soll. Wir kommunizieren mit digitalen Androiden und Avataren anstatt mit lebenden Wesen.

Die Vereinzelung des modernen Massenmenschen wirkt manchmal wie ein Zerrbild des Individualismus. Man kann das morgens und abends in jedem x-beliebigen Fitnessstudio in jeder x-beliebigen deutschen Stadt beobachten: Menschen trainieren wie besessen, um ihre körperliche Leistung den Anforderungen von Beruf und Alltag anzupassen. Doch es redet kaum jemand miteinander. Anstatt auf andere zuzugehen, sammeln wir Highscores in der Health-App, buchen die Zoomsitzung über *Mindfulness*, ordern das nächste Selbsthilfebuch bei Amazon, laden die Achtsamkeits-App herunter oder jaulen in einer Social-Media-Bubble mit. Anstatt Passanten nach dem Weg zu fragen, tippen wir auf dem Smartphone herum. Wir verbringen Stunden in Warteschleifen am Telefon, haben für unsere Lieblingsmenschen aber gerade noch eine WhatsApp-Nachricht übrig.

Die Folgen sind drastisch: Kinnert und Bielefeld zitieren Umfragen, wonach sich in Deutschland 14 Millionen Menschen isoliert, verlassen und ohne nennenswerte Kontakte zu ihrer Umwelt fühlten<sup>19</sup>. Fast 18 Millionen Deutsche leben in Singlehaushalten. Für sie wären Freundschaften besonders wichtig. Aber wer bringt nach einem langen Tag voller Meetings und Termine noch die Energie dafür auf?

Vielleicht liegt die Krisenhaftigkeit auch darin begründet, dass wir unsere Erwartungen an die Freundschaft den ökonomischen Trends unserer Zeit angepasst haben. Sie werde als eine Art »Geschäft auf Gegenseitigkeit« aufgefasst, diagnostiziert der Philologe Björn Vedder.<sup>20</sup> Es gehe vor allem darum, »vom Freund zuverlässig unterstützt und nicht ausgenutzt zu werden«, das heißt, alles, was wir für ihn tun, sollte »auch vergolten« werden.

Beim »Investieren« in Sozialbeziehungen sind wir geizig, in unseren Erwartungen jedoch anspruchsvoll. Freundinnen und Freunde sollen ehrlich sein und freigiebig, sie sollen beim Umzug helfen und sich zum tausendsten Mal unseren Liebeskummer anhören. Sie sollen in der Flüchtlingspolitik und beim Klimaschutz unserer Meinung sein, sie sollen trösten und aufmuntern und sofort zum Telefon greifen, wenn wir anrufen; sie sollen mit uns ausgehen, in

den Urlaub fahren – und vielleicht sogar, wenn wir keine Familie haben, im Alter und in der Not für uns da sein. Doch wenn wir selbst gefragt sind, heißt es meist: Sorry, zu viel Stress gerade, lieber ein andermal.

Freundschaftsforscherinnen und Soziologen konstatieren, »selbstverstärkende Teufelskreise wechselseitiger Enttäuschung« seien da programmiert<sup>21</sup>.

Sind unsere Erwartungen also zu hoch? Der Essayist Daniel Schreiber behauptet in seinem Buch über das Alleinsein, Freundschaft sei kein »Ersatzglück« und kein »Trostpreis«, sie rette nicht vor der Einsamkeit. Und in einem hat er sicher recht: Freundschaft kann Liebe und Familie nicht ersetzen. Trotzdem erscheint mir Schreibers Einschätzung als zu pessimistisch. Sind wir nicht auch in unseren Liebesbeziehungen manchmal einsam? Sind Freundinnen und Freunde nicht in vielen Aspekten die besseren Ratgeber, weil sie mehr Abstand zu unserem Alltagsleben haben als Partnerinnen und Partner?

Schreiber selbst schwärmt ja an anderer Stelle von jenen großen Momenten des »gegenseitigen Wiedererkennens in emotionalen Gesprächen, im Austausch von Gedanken und Vorstellungen von der Welt«, eines Wiedererkennens in der Freundin, im Freund, das rauschhafte Züge annehmen könne<sup>22</sup>. Gewiss: Freundinnen und Freunde können uns die großen Entscheidungen nicht abnehmen. Aber sie können dazu beitragen, unsere Resilienz zu kräftigen, damit wir diese Entscheidungen mit größerer innerer Stärke treffen. Freundeskreise bilden ein Umfeld, das unserer Kerneigenschaft als soziale Wesen entspricht.

Dass Freundschaftspflege anstrengend sein kann, wird kaum jemand in Abrede stellen. Schon Thomas Bernhard hat das in seinem anrührenden Buch über seinen Freund Paul Wittgenstein beschrieben: Das sei eine Freundschaft gewesen, »die wir nicht einfach gefunden und dann gehabt haben, sondern die wir uns die ganze Zeit auf das Mühevollste haben erarbeiten müssen«. <sup>23</sup> Aber sich kümmern, nachfragen, zuhören, für andere da sein – sind es nicht gerade diese Dinge, die unsere Leben am Ende mit Sinn erfüllen?

Denkerinnen und Denker haben durch die Jahrhunderte nicht umsonst die vitale Relevanz der Freundschaft beschrieben. Clive Staples Lewis war so einer: Der 1898 in Belfast geborene Literaturwissenschaftler, Kinderbuchautor und Radiosprecher darf als ein sicherlich leicht verschrobener britischer Gentleman gelten. Er gab Lebenstipps, schrieb Bücher, in denen er philosophischen Gehalt in Alltagssprache kleidete. Während des Zweiten Weltkriegs waren C. S. Lewis' Ansprachen und christlich geprägten Debattenbeiträge im Rundfunk vielen

Menschen Trost und Stütze. Er lebte also in einer Epoche, die von noch erheblich größeren Herausforderungen gekennzeichnet war als unsere, doch er hatte andere Mittel gegen den Stress: Lewis pflegte Freundschaften intensiv, in einem fast klassischen Sinne, er suchte und fand in schwerer Zeit seelischen Halt in der Leichtigkeit des gelehrten Gesprächs, bewegte sich in literarischen Kreisen, zu seinen Freunden zählte J. R. R. Tolkien, Autor von *Herr der Ringe*.

In seinem Buch *The Four Loves* verglich C. S. Lewis Freundschaft mit Eros. Freundschaft, so behauptete er darin, biete nicht nur Zerstreuung und Geselligkeit – nein, sie sei es, die den Menschen erst heraushebe aus dem Überlebensnotwendigen, dem Drang nach Fortpflanzung und dem Zwang zur Existenzsicherung. Für den britischen Schriftsteller war die Freundschaft der höchste Ausdruck menschlicher Individualität<sup>24</sup>, in der Spiegelung im Freunde werde das Individuum sich seiner Einzigartigkeit bewusst. Die Freundschaft habe unter allen Liebesformen »am wenigsten mit unseren Instinkten, unserer organischen und biologischen Struktur, unserem Herdentrieb zu tun«<sup>25</sup>, stellte er fest. Ihr Wesen sei die Freiwilligkeit<sup>26</sup> – anders als die erotische Liebe, die ja vom Trieb gesteuert werde. »We are not the masters of our falling in or out of love«<sup>27</sup>, wusste schon Shakespeare.

Für C. S. Lewis war das Schließen von Freundschaft deshalb eine Fähigkeit, die den Menschen erst zum Menschen macht, ihn letztendlich also vom Tier unterscheidet. Natürlich, so räumte er ein, sei die Freundschaft eigentlich völlig unnötig: So »unnötig wie die Philosophie, wie die Kunst, wie das Universum selbst«<sup>28</sup>. Sie besitze keinen Wert für den »Lebenskampf«, aber genau deswegen gehöre sie zu jenen Dingen, die das Leben lebenswert machten.<sup>29</sup> Allerdings, so räumte er ein, sei auf die Freundschaft nicht immer Verlass, sie sei »durchdrungen von köstlicher Willkür«<sup>30</sup>.

Mir kommt die Freundschaft deshalb manchmal so vor wie eine kleine, wilde Schwester der Liebe. Wer um sie buhlt, wird sie verlieren. Freundschaft entsteht – oder eben nicht. Man kann sie weder herbeireden noch erkaufen. Freundschaft entzieht sich der Normierung, ihr unverbindlicher Charakter setzt ihr Grenzen, verleiht ihr genau deshalb aber auch das Potenzial, nicht nur ein Quell für mehr Leichtigkeit im Leben, sondern auch eine lustvoll-anarchische, freche, beinahe subversive Widerstandsform gegen Sachzwänge und blinden Gehorsam zu sein. Diktatoren und Autokraten war sie daher stets suspekt, denn Freundeskreise können zu Keimzellen religiöser und politischer Reformen